Unfruchtbare Debatten.

Gelegentlich der Unterseekriegsdebatten in der französischen Kammer ist es wieder einmal zu einem Angriff gegen die Panzerschiffe gekommen. Das ist in Frankreich gerade nichts Neues, wo seit den Tagen des Admirals Aube die „junge Schule" in ihren Nachwirkungen noch immer fortlebt, diese Richtung, die einst in den Tagen der Kindheit des U-Bootes allen Ernstes die Nutzlosigkeit des Linienschiffes behauptete und in schnellen Kreuzern, leichten Streitkräften und Unterseebooten die allein wirksamen Waffen des Seekrieges erblickte. In der Kammer hatte der Abgeordnete Tissier eine Herabsetzung des Mannschaftsbestandes der Panzerkreuzer gefordert und der Abgeordnete Goude weitgehende Vorschläge zur Abrüstung von Panzerschiffen, die an sich nutzlos seien, gemacht. Nur die ganz modernen Großkampfschiffe sollten im Dienst bleiben, alle übrigen Groß-Schiffe, die er mit Namen aufführte, seien abzurüsten. Ministerpräsident Ribot widersetzte sich diesen Forderungen sofort aufs energischste, indem er erklärte, lediglich das Verdienst der Schlachtschiffe sei es, wenn sich bisher die deutsche Flotte „nicht hinausgewagt" hätte. Aber damit nicht genug, auch die französische Presse wendet sich jetzt gegen die in der Kammer gegen die Großschiffe vorgebrachten Angriffe. Allen voran tritt gegen diese gefährlichen Ansichten der ‚Temps' auf den Plan. Er führt u. a. aus:

Unbegreiflich sei es, wie behauptet werden konnte, die Panzerschiffe seien überflüssig. „Prüfen wir einige Tatsachen: Weshalb konnten die Japaner Tsingtau nehmen? Ganz einfach, weil sie Panzerschiffe hatten, und weil das deutsche Geschwader, das in dem Hafen stationiert war, und zu dem auch die beiden berühmten Kreuzer „Scharnhorst" und „Gneisenau" gehörten, in See gehen mußte, um den japanischen Kreuzern zu entgehen; denn es war außerstande, ihnen Widerstand zu leisten und dementsprechend die Verbindung zwischen Japan und dem angegriffenen Hafen zu unterbrechen. „Scharnhorst" und „Gneisenau" rächten sich, indem sie bei Tahiti das kleine entwaffnete (?) französische Kanonenboot „Zélée" versenkten. Wohl haben sie in der Seeschlacht bei Coronel schwächere englische Kreuzer versenkt, aber sie selbst wurden durch stärkere, besser gepanzerte und besser bestückte Kreuzer in der Seeschlacht bei den Falklandsinseln versenkt.

Tsingtau ist nicht die einzige deutsche Kolonie, die in die Hand des Gegners fiel. Über den deutschen Kolonien im Stillen Ozean weht heute die englische oder die japanische Flagge, und von den gewaltigen Gebieten, die Deutschland in Süd- und Mittelafrika besaß, leistet nur ein einziges noch Widerstand. Warum ist dem so? Weil die Deutschen nicht die Seeherrschaft besitzen und ihnen keine Hilfe schicken konnten weder an Personal noch an Material, und wir wissen, daß die Seeherrschaft von der Überlegenheit der Seestreitkräfte, die in den stärkeren Schiffen besteht, abhängt. Außerhalb der niederländischen und dänischen Gewässer sowie der Ostsee gebe es auf dem Meere kein einziges Handelsschiff (?) mehr unter deutscher oder österreichisch-ungarischer Flagge. Die Handelsflotten der Mittelmächte seien in ihren Heimathäfen oder in neutralen Häfen eingesperrt, weil die Überwasserstreitkräfte des Verbandes ihnen den Zugang versagen. Selbst Portugal habe sich 60 solcher Handelsschiffe aneignen können, da Deutschland zu einer Gegenunternehmung außerstande war. Die deutschen und neutralen Handelsschiffe konnten die neutralen Häfen nicht verlassen, nicht, weil man sie an der Abfahrt hinderte, sondern weil für sie das Meer die Ausbringung durch die Verbandsmächte bedeutete. Wenn Deutschland seine Kolonien hinschwinden sah, wenn die Handelsflotte der Mittelmächte sich um 3 Millionen Tonnen verringerte und ihre Flagge von den Meeren verschwand, so ist es die Überlegenheit der Panzerflotten der Verbündeten, denen dieses Ereignis zuzuschreiben ist, und die Ursache davon ist, daß die deutschen Hochseestreitkräfte außerstande sind, den Stahlring zu durchbrechen, den die englischen, italienischen und unsere Panzerschiffe bilden.

Die französische Presse hat in der Vergangenheit für die Beurteilung von Marinefragen meist wenig Verständnis gezeigt. Ihre Spalten waren zeitweise der Tummelplatz für die gewagtesten und abenteuerlichsten Vorschläge und Diskussionen von Deputierten, Rechtsanwälten und ähnlichen „sachverständigen" Verfechtern der „jungen Schule" und ihrer Gegner. Man erinnere sich hier nur der Ära Pelletan mit ihren unheilvollen Folgen für die französische Marine. Was für uns die deutsche Hochseeflotte bedeutet, finden wir in den Erörterungen englischer Fachschriftsteller fast täglich besprochen. Nur die deutsche Flotte, heißt es dort, ist es, die den U-Bootkrieg erst ermöglicht, und diese Art der Kriegführung, so erklärte in der französischen Kammersitzung der Abgeordnete Cels, wird über den Krieg entscheiden.

Verschiedene Kriegsnachrichten.

Wachsende Frachtraumnot Englands.

Nach vorsichtigen Berechnungen kommt Barkas in ‚Altonabladet' zu dem Ergebnis, daß gegenwärtig von der gesamten neutralen und Vierverbands-Tonnage für den Handel 18,3 Millionen Tonnen zur Verfügung stehen, und fährt fort: Die Verluste, die unter den für den Kriegsgebrauch eingerichteten Schiffen eintreten, müssen von der Handelsflotte ersetzt werden, woraus folgt, daß der Handel alle eintretenden Verluste tragen muß. Mit einer Versenkungsziffer von 0,9, einem gewöhnlichen Friedensabgang von 0,1 sowie Neubau von 0,3 bleibt der dauernde Verlust 0,7 Millionen Br.-Reg.-To. in jedem Monat. Am 1. Januar würde die Handelsflotte somit um weitere 4,9, am 1. Juni um 8,4 Millionen Tonnen zurückgegangen sein. Mit anderen Worten würde man nur 13,4 bzw. 9,9 Millionen oder 54 bzw. 47% der Tonnage übrig haben, über die der Vierverbandhandel bei Beginn des uneingeschränkten U-Bootkrieges verfügte. Gegenüber solchen Aussichten wäre es natürlich, wenn der Vierverband trotz seiner durch die mißglückte Frühjahrsoffensive herbeigeführten ungünstigen Lage um jeden Preis die Entscheidung jetzt im Sommer suchte. Das einzige, was das Gegenteil rechtfertigen könnte, wäre ein wirksames Mittel gegen die U-Boote. Ob man dies finden und wirklich anwenden kann, ehe es zu spät ist, muß die Zukunft zeigen.

Die Neutralen mögen sich hüten!

‚Idea Nationale' begrüßt Wilsons Nationierung der Neutralen mit den freundlichen Worten: „Es ist nicht angängig, daß die europäischen Neutralen, nachdem sie Drückebergerei mit ihren Dampfern getrieben haben, sich erlauben, die schon heute so geringe Tonnage, die doch dem Kriegsbedarf des Verbandes dienen soll, für ihre Bedürfnisse mit Beschlag zu belegen. Für uns und unsere Verbündeten sind die Neutralen „unnütze Mäuler" und „störendes Gerümpel", solange sie angesichts der brennenden wirtschaftlichen Fragen des Augenblicks die Hände in den Schoß legen. Die Neutralen mögen sich hüten! Die Zeit der harmlosen Nachgiebigkeit, der sündhaften Langmut ist vorbei. Die Neutralen können den eisernen Gesetzen des Krieges nicht durch ein scheinheiliges Sichabseitshalten entgehen.

Amerikas Hilfeleistung.

In einem Aufsatz über die militärische Hilfe Amerikas führt das ‚Berner Tagblatt' den Beweis, daß Amerika nicht vor einem Jahre ein schlagfertiges Heer von 500 000 Mann aufgestellt haben kann. Zum Transport dieser 500 000 Mann mit Kolonnen gehörten jedoch 5½ Millionen Tonnen, die der Vierverband bei der gegenwärtigen Wirkung der U-Boote nicht auftreiben kann. Das Blatt schreibt: „England wird sich fragen müssen, ob es am Tage des Friedens mit einer stark zusammengeschmolzenen Handelsflotte in Konkurrenz treten will. Die Frage wird entschieden sein, bevor das amerikanische Heer auf der Bildfläche erscheinen kann. Es ist sonderbar, daß statt der einfachen Berechnung phantastische Erwartungen aufgestellt werden, daß man sich nicht scheut, für das offenkundige Phantom neue Riesenopfer von Menschen und Wirtschaftsgütern bringen zu wollen. Trotz der großen moralischen und aufpeitschenden Wirkung, die das Eintreten Amerikas in den Krieg hervorgerufen hat, ist noch kein Kriegsjahr auf weniger solide Voraussetzungen gegründet worden wie das vierte Jahr, das nach Englands und Frankreichs Wunsch im Zeichen Amerikas stehen soll."

Deutscher Reichstag.

(Orig.-Bericht.) Berlin, 6. Juli.

Die erste Sitzung nach der Pause war ziemlich kurz. Sie war lediglich der Einbringung der

Kreditvorlage über 15 Milliarden

gewidmet. Nach einer Ansprache des Präsidenten Dr. Kaempf, der unserer wackeren Kämpfer gedenkt und der Zuversicht Ausdruck gibt, daß wir auch weiterhin den feindlichen Angriffen trotzen werden, führt Schatzsekretär Graf v. Roedern zur Begründung der Kreditvorlage aus:

Diese Kreditvorlage über einen weiteren Betrag von 15 Milliarden Mark ist keine Überraschung. Wie in allen anderen Ländern haben die monatlichen Kriegsausgaben auch bei uns eine weitere Anspannung erfahren. Die Monate Februar bis Mai haben 3 Milliarden Mark Ausgabe monatlich ergeben, das bedeutet eine

Tagesausgabe von 100 Millionen.

Aber in England betragen die Tagesausgaben 7,8 Millionen Pfund, also mehr als 150 Millionen Mark. Namentlich sind die Ausgaben für Waffen und Munition und auch für Wohlfahrtszwecke gestiegen; auch für den Zinsendienst hat das Reich eine außerordentliche Deckung übernehmen müssen, da die bewilligten Steuern erst im Laufe dieses Jahres in Kraft treten, die Verkehrssteuer in mehreren Etappen in den nächsten Monaten und die Kohlensteuer erst am 1. August. Die letzte Kriegsanleihe hat mit 13 122 007 000 Mark unsere Erwartungen weit übertroffen. Das Ergebnis der Anleihe beruht einerseits auf einer größeren Verdienstmöglichkeit, andererseits auf Ersparnisse in der eigenen Wirtschaft. Es ist eine bekannte Erscheinung während der Kriegszeit, daß sich eine gewisse

Weitherzigkeit im Geldausgeben

geltend macht. Die Erfahrungen der letzten drei Jahre haben uns aber mehr als je gezeigt, wie eng die Privatwirtschaft mit der allgemeinen Staatswirtschaft zusammengehört. Vor dem Kriege ist jedem von uns klar gewesen, wie unrecht eine Verschwendung ist. Ebenso klar ist uns aber auch, wie unrecht es ist, mit der nationalen Arbeit verschwenderisch umzugehen. An diese erste Mahnung möchte ich eine zweite anknüpfen. Der Goldbestand unserer Reichsbank ist bis zum 15. Juni d. J. auf zwei Milliarden 533 Millionen Mark gestiegen. Diese Steigerung ist erfolgt, trotzdem auch in der Zwischenzeit Gold in das Ausland ausgeführt worden ist. Aus dem letzten Ausweis haben Sie ersehen, daß ein Rückgang in Höhe von 56 Millionen Mark eingetreten ist. Dieser Rückgang ist an sich unwesentlich, wir erreichen dadurch den Stand, den wir im Mai und Juni 1916 gehabt haben. Wir dürfen aber nicht verkennen, daß weitere

Abflußmöglichkeiten von Gold

vorhanden sind. Meine zweite Mahnung geht nun dahin, daß möglichst viel Gold der Reichsbank zugeführt wird. Eine Berechnung, wieviel Gold und Goldmünzen noch vorhanden sind, ist nicht ganz leicht. Man kann aber einige hundert Millionen auch an gemünztem Gold noch annehmen. Jeder, der dafür sorgt, daß diese Hunderte von Millionen der Reichsbank zufließen, der hilft unserer Volkswirtschaft. Alle Arbeit auf diesen verschiedenen Gebieten ist Kleinarbeit, die hier im Lande geleistet werden muß. Seit drei Jahren stehen wir in dieser Arbeit, in diesen drei Jahren hat die Landwirtschaft, die Industrie eine Arbeit geleistet, wie sie größer nicht gedacht werden kann. Aber auch alle Frauen, auch die Altersrentenempfänger haben mitgekämpft, mitgearbeitet, haben auch in diesem Jahre dafür gesorgt, daß kein Feld unbestellt blieb. Mitgekämpft haben die Arbeiter der Rüstungsindustrie, zum Teil unter schweren Entbehrungen, mitgekämpft haben alle Beamten, die sich vielfach ganz neuen wirtschaftlichen und dienstlichen Verhältnissen anpassen mußten. Auch die Arbeiten im Gebiete der Finanzverwaltung gehören in diesen Aufgabenkreis. Ich erneuere deshalb die Bitte, uns auch weiter bei dieser Heimarbeit zu helfen. Maßgebend für lange Zeit wird für uns das Wort bleiben: „Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, der täglich sie erobern muß."

Gegen den Widerspruch der Unabhängigen Sozialisten vertagt sich darauf das Haus, entsprechend einem Antrag des Abg. Spahn (Ztr.).

Politische Rundschau.

Deutschland.

* In der letzten Sitzung des Bundesrats gelangten zur Annahme der Entwurf eines Gesetzes über Fürsorge für Kriegsgefangene, der Entwurf einer Bekanntmachung über Wochenhilfe aus Anlaß des vaterländischen Hilfsdienstes, der Entwurf einer Bekanntmachung über Miet- und Pachtverträge für deutsche Kauffahrteischiffe, der Entwurf einer Bekanntmachung über den Fang von Krammetsvögeln und der Entwurf einer Bekanntmachung über die Erstreckung von Anfechtungsfristen gegenüber Kriegsteilnehmern.

* Nach einer Münchener Meldung der ‚Münchner Neuesten Nachr.' schweben gegenwärtig Verhandlungen wegen Herabsetzung der Fleischration im ganzen Reiche. Die notwendige gesicherte Milchversorgung bedingt eine Herabsetzung der seit einigen Monaten gewährten erhöhten Fleischration. In Bayern wird die Herabsetzung bereits in allernächster Zeit in Kraft treten. Die Fleischration wird betragen 250 Gramm und Zusatz von 125 Gramm, also insgesamt 375 Gramm. Die Schwerarbeiter erhalten zunächst die gleiche Ration wie bisher, werden also von der Herabsetzung der Fleischmenge nicht betroffen. Die Einführung der Herabsetzung für das ganze Reich ist wohl nur eine Frage der Zeit. Sie wird in Norddeutschland wahrscheinlich eintreten, wenn sich das Ergebnis der neuen Ernte hinsichtlich der zu verteilenden Brot- und Kartoffelmenge übersehen läßt.

Österreich-Ungarn.

* Das Deutsche Kaiserpaar hat dem österreichischen Hofe auf Schloß Lorenburg einen kurzen Besuch gemacht. Die Begrüßung der Herrscher war außerordentlich herzlich. Die Monarchen weilten längere Zeit im Gespräch allein.

Frankreich.

* Gelegentlich eines Frühstücks in der amerikanischen Handelskammer hielt Ministerpräsident Ribot eine Ansprache, in der er u. a. ausführte: „Nach der Rückgabe Elsaß-Lothringens an Frankreich und der Wiederherstellung Belgiens, Serbiens, Rumäniens und der besetzten Provinzen Frankreichs muß der Prozeß gegen den preußischen Militarismus geführt werden, der eine ständige Bedrohung des Bestehens der friedlichen Nationen ist. Lloyd George hat wiederholt, was Asquith und ich selbst von der Kammertribüne herab erklärt sagt haben, und daß der Friede unendlich viel leichter zu schließen wäre, wenn wir Verhältnisse einer auf modernen Rechtsgrundsätzen beruhenden Demokratie uns gegenüber hätten. Das müssen wir recht laut aussprechen, bis wir auch von unseren Feinden gehört werden."

Schweiz.

* Die siebente Mobilisationsanleihe von hundert Millionen hat ein glänzendes Ergebnis gehabt. Es wurden von 23 681 Zeichnenden 150 423 400 Fr. gezeichnet. Das Ergebnis der Anleihe bedeutet ein glänzendes Vertrauensvotum des Schweizer Volkes in die unerschütterliche Neutralitätspolitik des schweizerischen Bundesrats.

Die Irrfahrt im Glück.

18] Roman von Albert Petersen.

(Schluß.)

Auch in die Schenkstube des Gasthofs Nr. 1 trat die Magd, um rein zu machen. Das frische Krähen der Hähne mußte sie angesteckt haben, denn sie „sang" aus voller Kehle: „Ro—hosen, Tu—lpen und Neelken, alle Blumens, sie weelken . . ." Und was der Weckruf sämtlicher Dorfhähne nicht vermocht hatte, das brachte die Magd mit ihrem erschütternden Liebeslied fertig; Heinz Schwarz schnarchte noch einmal in langem Zuge, dann hob er den Kopf.

„Kurt —"

Der starrte ihn erst im Halbschlaf an, sprang dann auf, packte Heinz und schrie: „Mensch, ich hab dich, meine Wette ist gewonnen."

„So? Deshalb hast du wohl die Bowle ausgegeben?" entgegnete Heinz spöttisch, „nein, mein Sohn, darüber sind wir uns in dieser unvergeßlichen Nacht nun glücklich einig geworden, daß die Sache ein totes Rennen ist."

Kurt faßte sich an die Stirn.

„Ach richtig. Übrigens unsre Hosen, Heinz —"

„Ein widerlicher Geruch. Weißt du was, jetzt legen wir uns in die Klappe, und eure Dolcinea hier muß unsere Beinkleider auswaschen und im Galopp trocknen."

Kurt starrte einen Zettel an.

„— Reisenden in Weißzeug? Mensch, ist denn alles verhext?"

„Wieso?"

„Ach du heiliger Bimbam, ich hatte mich drüben im andern Gasthof als Reiseonkel in Weißzeug ausgegeben und nun —"

„Die jungen Mädel — ich wette —"

„Danke, vom Wetten habe ich genug," brummte Kurt, noch immer auf den Zettel starrend.

„Ist ja auch gleichgültig. Wollen wir noch eine Bowle trinken oder schlafen gehen?"

„Danke. Ich gehe schlafen."

„Gute Nacht!"

Als sie die Treppe hinaufstiegen, kam ihnen der Pastor entgegen.

„O meine Freunde, schon von einem Spaziergang zurück? Ja, ja, früh ins Bett, früh auf — ich sag's ja."

12.

Wieder ein herrlicher Sommertag auf Nordfrieslands Watten und Inseln. Es war so windstill, daß der Mittagstisch im Freien gedeckt war. Eben vor der Zeit, da die Sonne den höchsten Punkt erreicht, kamen Käthe und Petrea aus ihrem Zimmer.

„Wünschen Sie noch Kaffee?" fragte die Wirtin; sie war ein wenig ärgerlich über solche Langschläferei, denn sie hatte bis 11 Uhr den Kaffeetisch gedeckt gehabt.

Die jungen Mädchen lachten.

„Sind wir die letzten, die heute aus den Federn kommen?"

„Nein, Herr Schwarz schläft noch immer. Ich habe schon mal angeklopft, aber er antwortete nicht."

„Er ist doch wohl überhaupt da?" fragte Petrea scheinheilig. Käthe stieß sie vorwurfsvoll an.

„Da? Ja, wo sollte er denn sonst sein?"

„Tscha — man kann nie wissen."

Die Wirtin eilte nach oben, und gleich darauf kam sie ganz ratlos zurück.

„Er ist nicht da, er ist nicht da. Ob ihm ein Unglück passiert ist? Gestern den ganzen Tag über hatte er sich eingeschlossen, machte nur auf, wenn man dreimal klopfte. Das kam mir schon so merkwürdig vor. Und nun —. Ich telephoniere an den Gendarm — ja, das tu ich."

Käthe wollte sprechen, aber Petrea sagte schnell: „Laß doch, Käthe, das muß Frau Lauridsen doch am besten selbst wissen."

Die andere wollte etwas erwidern, aber die Wirtin war schon ins Telephonzimmer gegangen.

„Es ist doch unerhört, Petrea. Denke doch, wenn ihn der Gendarm jetzt verhaftet."

„Na, du traust deinem Herzallerliebsten aber nicht viel zu. Er wird sich auch gerade verhaften lassen."

Käthe wollte gerade wegen des „Herzallerliebsten" protestieren, da öffnete sich die Tür, und herein traten zwei männliche Gestalten in groben Lodenjoppen, arg verschlissenen Hosen und hohen Stiefeln — Heinz Schwarz und Kurt Ebers. Der Schweiß rann ihnen unter den bäuerlichen Filzmützen die gebräunte Stirn herunter. Aber sie sahen frisch und geradezu ländlich stämmig aus, und ihre Augen lachten.

„Aber was bedeutet das?" fragte Käthe erstaunt.

„Das bedeutet, daß zwei zivilisierte Großstädter um Mitternacht im schmutzigen Graben gesteckt haben, so daß ihre hochmodernen Anzüge und erstklassigen Stiefel — gekauft auf dem Neuen Wall zu Hamburg — totaliter ruiniert sind," rief Heinz lachend, „das bedeutet, daß besagte Herren gezwungen sind, noch einige Tage in diesem Lande zu weilen —"

„Ist das so schlimm?" fragte Petrea.

„Im Gegenteil, wenn nämlich die beiden jungen Damen, welche sich an dem Unglück schuldig fühlen müssen, uns ein wenig Gesellschaft leisten wollen."

„Das wollen wir," antwortete Käthe.

„Aber was sagt Ihre — Ihre Weißzeugfabrik dazu, wenn Sie noch länger bleiben?" fragte Petrea schnell.

Die Männer lachten hellauf. Kurt wollte den Irrtum gerade aufklären, als die Wirtin ärgerlich zurückkehrte; sie hatte fünf Minuten am Apparat gestanden, dann endlich Anschluß erhalten, und jetzt war der Gendarm nicht da.

„Aber da sind Sie ja," rief sie Heinz vorwurfsvoll entgegen, „wir glaubten schon —"

„Nun, was glaubten Sie? Daß ich der Zeche durchgegangen wäre?"

Die Wirtin schüttelte verlegen den Kopf.

„Daß Sie verunglückt seien," half Petrea schon der verwirrten Frau, „übrigens, es mit der törichten Wette geworden?"

„Unentschieden. Leider — um die Bowle komme ich nun."

„Bah, die Bowle haben Sie ja schon vorher getrunken," sagte Käthe mit leisem Vorwurf.

„Von wegen trinkkommen. Sie sollten eine Bowle ausgeben —"

„Wenn ich gewänne."

„Nein, wenn Sie nicht verlieren. Und haben Sie verloren?"